

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 31

Sonntag, den 30. Juli

1916

Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages entdeckte seine Mutter mir ihre Liebe, und Wilseel hielt bei meinem Manne um ihre Hand an. Dita war noch nicht volljährig; Ludwig verweigerte seine Zustimmung zu dieser ungleichen Heirat. Er handelte im Sinne seines toten Freundes und nach den gesellschaftlichen Satzungen gerecht; er konnte, durfte nichts anderes zugeben, als was die gute Sitte gebot. Aber seine Weigerung hatte den Effekt, daß beiden Menschen maßlos gesteigert. Vielleicht hätte er ihnen nicht alle Hoffnung nehmen, sie auf die Zeit vertrösten sollen, die ja manchmal aufs Beste ordnet, aber er wies den Freier hochmütig, kurz ab, mit der Schroffheit seines stolzen Naturells. Das brachte den ehrgeizigen Mann fast zur Verzweiflung. Er ging an mir vorüber, ohne mich zu sehen, stumm, aber mit einem ehernen Willenszug um Mund und Auge.

Wald darauf begehrte Dita eine Freundin in Ungarn zu besuchen. Wir sagten mit Freunden — ja — dazu, hoffend, die neue Umgebung werde den Gram aus ihrer Seele nehmen, die neuen Eindrücke sie vergessen lassen — sie war ja noch so jung!

Dita benutzte die Gelegenheit, um sich mit Wilseel in Siebenbürgen trauen zu lassen. Die Ehe ist ja, wie du weißt, im ganzen österreichisch-ungarischen Staate rechtsgültig. Wir hatten keine Ahnung davon. Dieser Schritt aber hat mich zur Witwe, dich zur Waise gemacht.

Josephine schwieg überwältigt von den Erinnerungen, die nie verblaßten, die immer mit gleicher, trauriger Kraft auf sie einwirkten, so oft sie daran rührte. Nur strenger Wille und Arbeit hatten sie vor Verzweiflung geschützt, nachdem ein einziger Augenblick ihr Lebensglück zerbrochen hatte.

Sie sah jetzt mit stillen Augen in die sonnenbeglänzte Weite, die vor ihr ausgebreitet lag. Zwei rote Fleden brannten auf ihren Wangen, ein nervöses Zittern ging ruckweise durch ihre Glieder. Fest preßten sich die feinen Lippen aufeinander.

Die Sonne hatte schon mit ihrem heißen Atem das Leben rundum matt gemacht. Mittagseinsamkeit umschloß die Welt; nur der Specht pochte und hämmerte an der dünnen Baumrinde.

Joseph saß wie betäubt. Er wußte, was weiter kam, wußte, daß eines Tages der Gärtner den Gutsverwalter im erzwungenen Zweikampf erschossen hatte. Noch nie war es ihm so klar geworden, wie heute — Mord war solches Tun, einfach Mord.

Still war's geworden über den Bäumen. Ruhig zog die Donau ihren Weg. Möven und Reiher schwebten noch über ihren blauen Wassern hin, manchmal einen heiseren, gierigen Schrei ausstoßend, er in der weiten Einsamkeit verklang.



Der Arbeitselefant Jenny an der Front im Westen.

Düster sah Joseph auf die Frau an seiner Seite, an der er niemals ein Zeichen höheren Frohsinns bemerkte, die nur mit reicher Liebe andere beschenkend, selbst so bettelarm war! Er sah, wie das Fieber der Erregung sie schüttelte — da wallte es heiß auf in seinen Adern.

„Arme Mutter — arme, arme Mutter!“ Er legte seinen Arm um die erschütterte Frau. Sie schmiegte sich an ihn, das erste mal in ihrer langen Einsamkeit legte sie ihren Kopf an eines anderen Menschen Brust. Und sie empfand den Segen, der überströmte von einem Menschen zum anderen, wenn beide innerlich eins sind, beide einander angehören. Sie wurde ruhiger, richtete sich auf, ordnete mit

zitternder Hand ihr Spitzenkrönchen und sprach leise weiter:

„Ja — tausendmal deine Mutter. Unglück und Leid hat uns zusammengeschmiedet. Gott hat genommen und gegeben im gleichen Augenblick. Ach, Joseph — möge niemals die Leidenschaft so furchtbare Gewalt über dich bekommen, wie über deinen Vater! Der Tag war so entsetzlich, als uns das heimliche Eheband offenbar wurde. Dita konnte nichts mehr verbergen, sie offenbarte sich mir. Ich wußte keinen anderen Rat — ich mußte mit meinem Manne sprechen. Ein unglücklicher Zufall führte ihn dann dem Gärtner in dem Augenblick in den Weg, als er eben vom Pferde gestiegen, mit der Reitpeitsche in der Hand, noch voll Wut über die Gewissenlosigkeit Wilseels. Dieser kam den Weg herauf, der am Teiche vorbei zu unserer Wohnung führte.“

Oben am Fenster standen ich und Dita, als die beiden Männer aneinander gerieten. Wir sahen plötzlich, wie mein Mann die Peitsche hob, sah sie die Luft durchschneiden und — Dita sank ohnmächtig neben mir nieder. Ein paar Stunden darauf wurde ich geboren — kein Vaterauge hat je auf dir geruht. Nicht im ehrlichen Kampfe ist mein armer Mann ums Leben gekommen — Joseph, die Wahrheit mußt du ertragen — als Mann mußt du so stark sein, wie ich es gewesen bin die langen Jahre hindurch —

Der Verkehr mit den Drzis wurde ein lebhafter. Der Mite mußte noch öfter seine Hand ausstrecken und mehrere Hundertler wanderten in Kleidergeschäfte, damit sein kleines Geldbroslein standesgemäß in dem Salon der Baronin erscheinen konnte.

Die vornehme Dame machte Rose ganz sachte mit den Gewohnheiten ihrer Kreise bekannt, und Rose war eine gelehrige Schülerin. Vola war zurückhaltend gegen sie. Manchmal bemerkte er sie kaum, und erst ein Wink seiner Mutter brachte ihn dazu, sich ihr zu nähern. Dann freilich wirkte seine feine ritterliche Art auf das harmlose Naturkind, berauschte und entzückte es, ließ eine seltsame Sehnsucht im Herzen aufleben, die den Augen Glanz und Tiefe gab.

Rose fing an, gegen Joseph fremder zu werden. Manchmal, wenn sein Blick in verzehrendem Verlangen an ihrem Gesichtchen hing, ging ein Zittern durch ihre Glieder. In rasches Erröten trat in ihre Wangen und mit lauten alltäglichen Worten zerriß sie den Faden, der zu ihrem Herzen spann.

Gewöhnlich machte Joseph dann sehr finstere Augen und ging ihr tagelang aus dem Wege.

Sie empfand es als Wohltat, fühlte sich freier, wenn sie seinen ernsten Blick nicht sah — ja, sie hatte manchmal das Empfinden, als müsse sie ihre Seligkeit vor ihm verbergen. Was sie so selig machte, — sie hätte es nicht zu sagen gewußt. Aber sie fühlte sich hochgehoben über das Alltagsleben und kam aus einer gewissen festlichen Stimmung nicht mehr heraus. Manchmal verfiel sie in ihre alte Ausgelassenheit; aber der Gedanke: was würde die Baronin dazu sagen? brachte sie bald wieder zur Besonnenheit.

Tante Josepha hatte recht. Rose ahnte den Ton, die Sprache, die Bewegungen der Baronin nach, bewußt und unbewußt.

So ging die Zeit herum. Die Ernte war geborgen. Auf den Stoppeln weideten die weißen Gänse. Kleine Mädchen in kurzen Röcken saßen am Feldrain, die Haselgerte in den Händen, Lieder auf den jungen Lippen, Lieder, die im Volke geboren werden, leben und sterben, Lieder, wie sie die großen Mädchen und Burtschen im Winter singen, wenn sich die Spindel dreht, oder der goldgelbe Futuruz geriepert wird:

Wenn ich ein Schnitter, Schnitter wär,
Ging ich in den Wald; schnitt Nuten ab, schnitt Nuten ab.
Wenn ich die Nuten geschnitten hab', schnitten hab',
Ging ich nach Haus, macht' Besen drauß, macht' Besen drauß,
Wenn ich die Besen fertig hab', fertig hab',
Ging ich das Dörslein auf und ab, auf und ab:
Mädel kauft Besen ab, kauft Besen ab,
Daß ich Geld zum Trinken hab', Trinken hab'."

Dies und anderes sangen die kleinen Mädchen am Feldrain in der trodenen klaren Herbstluft. Bis in den Hof der Forstmeisterei kamen die schelmischen Lieder, und die Vögel schienen mitzulachen, sich anzustoßen und mitzusingen:

Mädel, kauft Besen ab, Besen ab —
Daß ich Geld zum Trinken hab'."

Es war eine lustige Arbeit, die die Mägde vorhatten. Sie banden Kränze. In großen Mengen aufgeschichtet lag vor ihnen das duftende Tannenreis, das Hannes am Morgen aus dem Walde geholt. Herbstblumen standen in Körben umher, Asters, Goldbrute und die biden Köpfe der Georginen.

Rose ging hin und her, suchte die Blumen aus, band sie zu recht und reichte sie den Mägden. Es war der neunzehnte September, der Vorabend von ihres Vaters Geburtstag; der einzige Tag im Jahre, da der Forstmeister den alten Adam auszog und völlig verändert, freigebig und lebenswürdig war. Einmal im Jahre, eine alte Sitte, die sich in seiner Familie fortgeerbt und die ihren Ursprung im patriarchalischen Leben hatte, das dem Hausherrn die wichtigste Stellung in der Familie und die größten Ehren einräumte.

In ländlicher Art wurden Zimmer und Tische geschmückt mit Reifern und Kränzchen, mit jungen Bäumchen. —

Rose umwand auch die Hängelampen mit blühenden Ge-
winden. Sie wählte sorgsam unter den Blüten die passendsten zusammen, prüfte die Wirkung der Farben und Formen. Ja — ihr Geschmack hatte sich entwickelt.

"Das hat sie drüben gelernt," sagte Joseph zu seiner Pflegemutter, die darüber eine Bemerkung zu ihm machte. Sie standen beide an einem Flursfenster in dem alten Schlosse und blickten hinter in den Hof. Joseph hatte noch einen Wirschgang vor, er war in Jagdausrüstung.

"Ich komme erst gegen Morgen heim, ich bleibe beim Rotter," sagte er zu seiner Mutter, die er hier auf einem Wirtschaftsgange getroffen hatte.

Dabei sah er unverwandt in den Hof, sah auf Röschen, verfolgte jede ihrer Bewegungen mit brennender Begier. Auf einmal verfinsterte sich sein Blick.

Frau Josepha folgte seinen Augen und sah durch das runde, von zwei stumpfen Türmen flankierte Hofster den Kutscher Drzis eintreten. Sie sah, wie Rosés Gesicht aufleuchtete, sah, wie sie einen Korb mit dunklen Rosen entgegennahm.

Rose sprach ein paar Worte mit dem Kutscher und dann kam sie wie ein Wirbelwind ins Haus gestürzt.

„Auch so eine neue Wirtschaft, das Trintgeibgeben für jeden Schmar!" sagte Joseph abfällig.

Seine Pflegemutter lächelte buldsam:

"Rose hat's eingeführt, ich lasse alles gehen, wie es gehen mag."

Sie wandte sich um, Rose entgegen, die eben die Treppe heraufkam.

Joseph sagte hastig: „Grüß' Gott!" und ging auf der andern Seite des langen Ganges aus dem Hause.

"Na nu — läuft Joseph vor mir weg?" fragte Rose, als sie ihn eben noch von der Rückseite sah. Sie wartete keine Antwort ab und sagte rasch:

"Der Stephan von Drzis hat Rosen gebracht, wundervolle Rosen. . . Gib zwei Kronen, Tante, und den Schlüssel vom großen Saale."

Frau Josepha gab ihr wortlos das verlangte Geld:

"Die Schlüssel sind unten, hole sie dir von Marie."

Draußen spann der Abend seine Kreise. Der Mond stieg über den Wäldern auf, rot wie eine glühende, frisch aus der Esse kommende Stahlscheibe. Die kleinen Mädchen auf der Weide sangen noch immer mit ihren feinen Stimmchen die Lieder, die ihnen gerade durch den Kopf gingen:

Rings um meine Hütte
Glänzt des Mondes Schimmer,
Wen ich tief im Herzen
Trage, sag' ich nimmer!

Ja, ich weiß ein Häuschen,
Doch ich darf's nicht nennen,
Darf dem Mägdlein drinnen
Liebe nicht bekennen.

Wieviel Sand am Meere,
Wieviel Sternlein scheinen,
Soviel Liebe habe
Ich zu dieser einen.

Joseph hörte das Lied auf seinem Gange nach dem Walde und seine Zähne gruben sich in seine Lippen:

Soviel Liebe habe
Ich zu dieser einen —

Sein Herz sang mit, während er in den Wald trat, der dunkel und schweigend unter dem Abendhimmel lag.

Die Mägde hörten das Lied, stießen sich an, lachten und schauten sich nach Euse um.

Die stand in der Tornische schwägend mit dem fremden Kutscher.

Hannes hörte das Lied. Er schlug auf der Rückseite des alten Gartens Pfähle für das Feuerwerk in die Erde ein. Er hielt ein wenig inne mit seiner Arbeit, horchte auf das Lied, das so wehmütig durch den Herbstabend klang und fuhr mit seinem Jadenärmel über seine Augen.

Rose hörte das Lied, als sie wieder in den Hof trat, den fremden Kutscher zu suchen:

Wieviel Sand im Meere,
Wieviel Sternlein scheinen,
Soviel Liebe habe
Ich zu dieser einen . . .

Jubelnd klang es in ihrem Herzen wieder.

Der wichtige Tag war angebrochen. Schon die ersten Morgenstunden brachten Bewegung in die Forstmeisterei. Boten kamen und brachten Geschenke, obenan die Ehrengabe der Forstbeamten, die aus einer künstlerischen Adresse bestand. Der Forstmeister feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Es wanderten abnorme Geweihe, ausgestopfte Vögel und Rehkronen ins Haus, auch Naturalien — Fische, Honig, seltenes Obst wurden abgegeben — Liebesgaben, wie sie auf dem Lande üblich sind, wo die ständige Beschäftigung mit den Naturprodukten ihnen höheren inneren Wert zumißt.

Gegen Mittag fuhrn die ersten Gäste vor. Wagen auf Wagen rollte heran. Es waren meist die Förster- und Beamtenfamilien der nächsten Umgebung. Leute, mit denen der Forstmeister dienstlich viel zusammenkam. Sie alle kamen seit Jahren an diesem Tage hier zusammen. Sie fanden immer dasselbe Bild:

Einen peinlich sauberen, mit weißem Sand bestreuten Hof, den großen Schloßsaal mit Blumen und Tannenreis geschmückt; den Forstmeister in goldgestickter Uniform mit sehr feierlicher Miene, Frau Josepha in grauer Seide, die von Jahr zu Jahr blässer wurde, Röschen im weißen Kleid, das in jedem Jahre eine von den vielen Stufen, mit denen es zuerst geschmückt war, verloren hatte.

So war es auch diesmal. Rose hatte ihr weißes Kleid an, die letzte Stufe war aufgetrennt worden und ein Epigentand be-

Man tabelte und lobte, je nachdem man sich zu der Familie des Forstmeisters stellte. Als aber die Gäste aus den Nebensälen in den großen Saal traten, fand es sich, daß hier doch etwas anderes war als sonst. Es stand in der Mitte des Saales eine besonders geschmückte Tafel — Silber, wie es hier noch niemals im Gebrauch gewesen war, alte, kostbare Gläser, wertvolles altwieners Porzellan und rote Treibhausrosen. Alle umstanden die Tafel, machten lange Gänge, aber niemand traute sich näherzutreten. Sie tuschelten untereinander:

„Eine gedeckte Tafel... was das wohl bedeuten mag... Mit der neuen Erscheinung war auch ein neuer Ton ins Forsthaus gekommen. Ein wenig Neugierde, ein wenig Zwang, ein wenig Kränkung.“

Da fuhren draußen im scharfen Trabe ein paar Wagen vor. Damen und Herren, umweht von dem Duft der vornehmen Welt, stiegen aus. Seide rauschte, Schleier flatterten, ein feiner Wohlgeruch kam gleich einer süßen Wolke mit.

Der Forstmeister und seine Schwester begrüßten die neuen Gäste mit zurückhaltender Würde.

Die neuen Gäste bedrückten die Stimmung der alten. Man war plötzlich nicht mehr unter sich, durfte sich nicht gehen lassen, wollte sich nicht blamieren, war befangen, neidisch — kurz, die Harmonie war fort und der gewohnte fröhliche Ton wollte sich nicht einfänden.

Nur ein paar bemoste Waldmenschen, die sich um Tod und Teufel nicht kümmerten, ließen sich in ihrer Laune nicht stören. Sie kramten ihre Wäse aus, die zehnmal gehört — als „neu“ belacht wurden, erzählten sich tolle Geschichten im Jägerlatein und steckten sich nach der Tafel ihren Knafter an, ohne Rücksicht auf verwöhnte Nasen.

Die Jugend trieb sich in Wald und Garten herum, Rose allen voran. Sie war heut' wieder ganz Heide-roslein. Der Schliff, den sie sich in den letzten Wochen angeeignet hatte, fiel ab in der Gesellschaft ihrer Freundinnen. Sie lachte und tollte herum wie der jüngste Badfisch.

Sie kamen aus dem Walde, vier junge Mädchen im gleichen Alter. Ein bieder Kranz von Laub und Wasserrosen einte sie zu einer Gruppe. Vier junge Köpfe mit leuchtenden Augen und rosigen Wangen tauchten aus dem grünen Gewinde auf. Rosas Lieblichkeit überstrahlte die der andern. Ihr braunes Gelock leuchtete in goldenen und roten Lichtern, ihr bräunliches Gesicht war glatt wie Samt.

„Sieh' nur, Bôla!“ rief die Baronin und hob ihr Stielglas an die Augen. Sie standen am Mittelfenster des Saales und bewunderten die Aussicht, das Donautal mit seinen Farbenreizen in blau, weiß, rot, grau und grün, hingelagert im Glanze der Abendsonne. Vom Grunde des leuchtenden Bildes hob sich die Mädchengruppe, verbunden durch den blühenden Kranz.

„Schön“ — sagte die Baronin wieder und sah sich um, suchte auf jedem Gesicht die gleiche Ansicht, suchte sie im Antlitz ihres Sohnes:

„Der reine Frühling — nicht?“ (Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Geduld, die seligste der Tugenden,
Ist nicht umsonst, du kausst sie nur durch Dulden,
Nicht auf einmal wie ein andres Gut;
Allmählich wird sie dein durch Stillesein,
Und Tragen, Lieben, Hoffen und Verzeihn.
Der gute Mensch nur kann geduldig sein.

Von allen Unglücksfällen, die uns im Leben erreichen können,
Ist vielleicht der größte die häusliche Uneinigkeit

Der Landsturmdoktor.

Eine Humoreske aus der Kriegszeit von M. Blant.

(Nachdruck verboten.)

Ilse Bornauer war immer noch ein Badfisch, wenn sie auch nach der Zahl der Jahre als eine junge Dame bezeichnet werden mußte, wenn sie auch keine Hängezöpfe mehr trug, sondern eine moderne Frisur, die von ihr an jedem Morgen mit vielem Stöhnen vor dem großen Spiegel aufgebaut wurde, und wenn sie auch schon lange Röcke bevorzugte; aber sie hatte ein so jugendfrisches Gesicht, so rote Wangen, sie konnte so hell und fröhlich lachen, zumeist auch ohne Grund, hatte oft spitzbüßische Schalksaugen, die irgend eine Ausgelassenheit ausheckten, so daß Ilse Bornauer eben doch noch ein Badfisch war.

Und gerade an diesem Morgen war sie in besonders ausgelassener Stimmung; vor dem Spiegel hatte sie sogar zu pfeifen versucht, dann aber rasch ein bedenkliches Gesicht gemacht, als müßte sie sich selbst darüber Vorwürfe machen, daß sie sich für eine junge Dame doch nicht schide. Aber dieser Ernst währte nicht lange, denn schon nach Sekunden lachte sie über sich selbst und pfiff nun um so lauter. Dann lief sie an den zierlichen Schreibtisch und holte unter dem Büste von Vätern und Schleifen — Andenken aus Tanzstunden —, von rosafarbenen Briefen, die die harmlosen Geheimnisse ihrer jungen Jahre enthielten, eine schmale Photographie hervor, die sie aufmerksam anschaute, als hielte sie diese zum erstenmal in der Hand. Den Kopf hatte sie leicht zur Seite

geneigt, worauf sie zukommend vor sich hin nickte, als bekundete sie damit die eigene Zufriedenheit.

Das Bild aber zeigte einen jungen Mann mit blondem Schnurrbart, mit dunklen Augen, der eine Studentenmütze trug und sehr unternehmungslustig denen entgegenschaut, die ihn gerade anblickten. Ilse Bornauer hatte daher wohl Grund, zufrieden zu sein, zumal das Bild ihren unbekannten Schwager zeigte, dessen Ankunft von ihrer Schwester angekündigt worden war.

Der Weltkrieg hatte auch Ilse Bornauer zu den Waffen gerufen; und da sein Regiment nun in die kleine Stadt verlegt worden war, in der Ilse Bornauer bei den Eltern wohnte, so hatte die Schwester davon geschrieben, um dem Bruder ihres Vaters eine gute Aufnahme

zu sichern. Dabei hatte sie dessen Photographie mitgeschickt, damit er auch bestimmt erkannt werden konnte, denn bei der Hochzeitsfeier der Schwester hatte dieser aus Südamerika, wo er zu Studienzwecken gewesen war, nur seinen telegraphischen Glückwunsch senden können. Nun sollte er wirklich eintreffen. Als Soldat! Und Ilse Bornauer dachte dabei nur an so manchen schmucken Offizier, den sie bald da und dort auf der Stadtpromenade, manchmal auch mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, gesehen hatte. In einer solchen Uniform würde er, der Landsturmdoktor, wie ihn Ilse Bornauer sofort in ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit getauft hatte, wohl auch einziehen. Und hübsch war er doch; zu dieser Ansicht gelangte sie, so oft sie das Bild anschaute. Wenn sie erst daran dachte, daß sie dann mit dem Schwager durch den Stadtpark bummeln würde, und daß er als Schwager schließlich so galant sein würde, ihr seinen Arm anzubieten, dann mußte dies ja den Reiz aller Freundinnen erregen.

So träumte Ilse Bornauer von dem Eintreffen ihres Schwagers, des Landsturmdoktors. Sie hatte sich auch fest entschlossen, bei dem Einzuge der Truppen selbst am Bahnhofe zu sein, um ihn zuerst zu entdecken. Aber da war bald die Mitteilung eingetroffen, das neue Bataillon würde erst mit dem Nachtzuge um ein Uhr in der Stadt antommen. Da war es natürlich unmöglich, daß Ilse Bornauer um dessen Stunde auf dem Bahnhofe stehen konnte. Sie schmollte, sie zürnte allen Soldaten, denn auch noch dem Bataillon, das einen so unvernünftigen Zug ausgewählt hatte, besonders aber dem „Landsturmdoktor“, der es doch hätte wissen müssen, daß sie für ihn Rosen mitgebracht haben würde.



Das Hönzotal von den österreichisch-ungarischen Stellungen (im Vordergrund) aus gesehen.

als wäre dieser für die Entscheidungen des Katastrophalrates verantwortlich. Sie wollte sich nun schon gar nicht mehr um den Schwager bekümmern; aber in der betreffenden Nacht konnte sie gar nicht schlafen und lauschte in der Finsternis immer in der Richtung nach dem Bahnhofe zu, der in der Nähe lag.

Und als von ferne ein Singen näherzog, das immer lauter wurde, da litt es sie nicht mehr im Bett; rasch war sie in den Morgenrock geschlüpft und an das Fenster hingeeilt. Sie hatten sich nicht getäuscht. Die Soldaten zogen unten vorbei:

„Wenn wir heimkehren, ziehn wir zum deutschen Tor herein, Schwarzbraunes Mädel, dann wirst du mein!“

Das klang häßlich! Und er war sicher auch darunter und hatte wohl selbst das Lied angestimmt. Aber in der Dunkelheit, die nur Schattengestalten sehen ließ, hatte sie ihn nicht suchen können. Doch dabei mußte er sein; und sie lief in das Zimmer zurück, holte die Kofen und warf sie zum Fenster den einziehenden Soldaten hinunter. Dann schaute sie nach, bis in der Ferne das Lied verklang:

„Darum, Mädel, wink, wink — —“

Am darauffolgenden Tage hatte Ilse Bornauer noch weniger Ruhe finden können. Sie wollte doch den Schwager zuerst beggennen, ihm zuerst die Hand reichen, um dabei an seinem erstaunten Gesichte eine Freude zu haben. Zimmer verlockender war ihr der Gedanke erschienen. Und in den ersten Nachmittagsstunden ging sie unter dem Vorwande fort, mit der Freundin einen Spaziergang verabredet zu haben. Als sie dann an einem der großen Kasernen vorbeikam, hörte sie zufällig, die Kompanie sei zu einer Übung nach dem Exerzierplatze ausgerückt. Daraufhin aber fand Ilse Bornauer wiederum, daß dorthin auch ein Spaziergang zu machen sei, den sie seit Jahren nicht mehr wiederholt habe.

Als sie draußen auf dem Exerzierplatze angekommen war, der von der Stadt selbst etwa eine halbe Stunde entfernt lag, sah sie auch schon größere Soldatengruppen, die anscheinend irgend eine Feldübungsübung ausführten. Ein größerer Teil schwärmte in dünnen Linien vor, andere Gruppen lagen gedeckt in Wäldern und wieder andere sah man weit zurück in Kolonnen zusammengefaßt hinter Buschwerk hien. Die weitaus gedehnten vorziehenden Schützenreihen kamen dicht an Ilse Bornauer heran.

Diese Gefechtsübung hatte für Ilse Bornauer, die solches nie gesehen, einen derartigen Reiz, daß sie nun zuschaute, nicht nur des Landsturmbatters willen; sie stellte sich auf einen Erdschutthaufen, um den weiten Platz besser übersehen zu können. Daß dabei sich ihre Augen scharfer anstrengten, wenn die Gestalt eines schlanken Offiziers in die Nähe kam, und wenn dies schließlich auch nur ein „Bize“ war, ist zu begreiflich. So mancher erschien ihr, als müßte in ihm eine Ähnlichkeit mit der Photographie vorliegen, aber stets kam sie bei einem Vergleiche wieder in eine zögernde Unsicherheit. Und wenn abermals eine Abteilung im Lauffschritt einer vorderen Stellung zustürmte, um dann auf einen Befehl wie tot auf den Boden niederzufallen, um in Deckung auf den angestommenen Gegner zu schießen, dann schaute ein Augenpaar immer wieder scharfer nach dem Führer. So mußte der Schwager ja auch wohl aussehen, den Säbel in der energischen Faust, mit braunen Lederhosen, mit der enganliegenden selbstgrauen Uniform, die den sehnigen Körper verriet, mit dem Offiziersabzeichen; natürlich, denn Fritz Kummel, wie der Schwager hieß, war doch Doktor und hatte auf seinen Reisen bereits so manches geleistet; sie wußte das doch aus den Briefen ihrer Schwester.

Immer mehr streckte sich Ilse Bornauer auf die Beheuspitzen. Dort kam wieder einer, der der Landsturmbatter sein konnte.

„Fräulein, der Boden ist wackelig; Sie stehen auf unsolider Grundlage —“

Eine Stimme hinter ihr hatte es gesagt. Ilse Bornauer schaute zurück und sah in einem Graben lebend einen Soldaten mit schmutziger, zerfetzter Uniform, der die Wägen weit in den Rücken zurückgeschoben hatte; das Gesicht wies bläuliche Bartkoppeln, die lehmige Erde des Bodens klebte nicht nur an den plumpen Schaststiefeln, sondern auch an der ebenso zusammengeklüppelten Hose. Sogar die Hände, die eine Schaufel festhielten, waren schmutzig gelb. Ein gewöhnlicher Soldat! Nur ein solcher konnte sie so zudringlich anreden.

Und das Stumpfnäschen von Ilse Bornauer rümpfte sich; sie würde tun, als hätte sie gar nichts gehört.

„Wir haben Mittags erst den Graben ausgehoben und die frische Erde liegt locker und gleitet leicht ab, daß selbst junge Damen zu Fall kommen können.“

Was mochte das auch für einen sein, der wie ein Arbeiter solche Gräben ausschauft! Als könnte sie nicht auch auf den Beinen gut stehen. So ein schmutziger Grubenarbeiter! Und dabei hatte sie das Gefühl gehabt, als hätten die Worte noch spöttisch geklungen. Nochmals schaute sie zurück, wobei sie sich bemühte, recht abweisend und unnahbar auszusehen.

Wirklich ein gewöhnlicher Soldat! Die Lehmklumpen an Rock, Hose und Stiefeln, sahen noch schmutziger aus, die Hände waren plump, der Bart wohl schon seit Wochen nicht mehr rasiert.

„Ich weiß selbst, wie ich stehen muß.“

Kurz und entschieden; der dort unten in der Grube sollte es schon fühlen, daß sie nicht die Nächste war.

„Dann entschuldigen Sie; aber auffangen darf ich Sie schon, wenn der Boden zu gleiten anfängt.“

Wie frech! Von einem anderen würde dies Ilse Bornauer vielleicht gefallen haben, denn sie war ja selbst nicht anders. Aber der dort unten!

Und um so fester stellte sie sich hin, erst auf die Beine, dann energisch zuruckwippend auf die Absätze.

Und das hätte sie doch nicht tun sollen.

Im gleichen Augenblick verspürte sie schon ein Wanken, ein Schwanken und Gleiten, aber ehe sie noch fortspringen hatte können, da hatte sich das Unheil auch schon vollzogen.

Ein Aufschrei! Dann taumelte sie zurück, in eine Tiefe hinunter, vergebens suchten ihre Hände einen Halt zu finden.

Aber da fühlte sie sich schon von festen

Armen ergriffen und im Falle festgehalten; und gegen ihren Willen, nur in der Sorge, einen Stützpunkt zu gewinnen, griffen auch ihre Arme zu, die um den Hals des Soldaten saßen, der so schmutzig und zerfetzt unten im Graben stand.

Und da erschien es ihr auch, als hielten sie die Arme des Soldaten länger fest, als es gerade notwendig gewesen wäre, denn sie konnte doch schon wieder auf den eigenen Füßen stehen.

Und da sie also wieder die Sicherheit festen Bodens hatte, so forderte sie sehr schnippisch:

„Nun können Sie mich doch wieder loslassen! Ich wäre übrigens auch gar nicht gefallen, wenn Sie mich mit Ihrem Schwächen nicht erschreckt hätten.“

„Warum jetzt schon loslassen? Mir gefällt es! Und die erste Begrüßung hatte ich mir genau so vorgestellt, daß Sie mir nämlich in die Arme fliegen müßten.“

„Ja —?“

„Mehr brachte Ilse Bornauer nicht über die Lippen. Eine solche Kühnheit hätte sie sich doch nie träumen lassen!“

„Natürlich, ichöne Schwägerin! Ich hatte Sie sofort erkannt, wenn auch Sie mich anderswo gesucht hatten.“

Schwägerin! Sollte — sollte — nein, so hatte der auf dem Bilde nicht ausgesehen.

„Doktor Fritz Kummel, zurzeit Jäger, abkommandiert zum Garnisondienst, bis meine Verletzung so weit geheilt ist, daß ich wieder mitkämpfen kann. Und Sie sind Fräulein Ilse Bornauer.“

„Ja, aber so — so —“

Sie vollendete den Gedanken nicht.



Befestigte österreichische Stellung an den Höhen von Doberdo.

über der im Graben hatte ihn doch erraten und antwortete darauf auch schon lachend:
 „Natürlich! Meine Frau Schwägerin wird das Bild aus meiner Studentenzeit geschickt haben. Und außerdem ist diese Beschäftigung nicht gerade geeignet, einen salonsfähig zu machen.“

„Nein Schwager?“
 „Ja! Sie hätten doch daran denken sollen, daß man beim Suchen auch ein wenig auf den Boden blicken soll.“

Seine Stimme hatte dabei einen schelmischen Klang, einen der Ilse Vornauer schon deshalb vertraut erschien, da auch sie den Schall in den Augen sitzen hatte; jetzt bemerkte sie auch im zweiten Knopfloche das unscheinbare schwarzweiße Band.

„Aber das dachte ich nie, daß — aber der Herr Doktor —“
 „Ach was! Doktoren gibt es keine mehr. Jäger bin ich, und wenn Sie es ganz gut meinen, können Sie auch Jägerle sagen.“

Daß der Jäger-Schwager Erdarbeiter sein könnte.

„Hm! Draußen im Felde schaufelte neben mir ein Universitätsprofessor und ein Opernsänger. Einer für alle, alle für einen. Die gesellschaftlichen Unterschiede haben aufgehört und jeder hat den Posten auszufüllen, an den ihn das Vaterland stellt. Draußen habe ich die Anlage von Schützengraben gelernt; und nun baue ich einen, damit andere lernen. Da die erste Begrüßung eine etwas unfreiwilige war, so möchte ich nun ganz gerne eine zweite erhoffen, wenn auch meine Hand nicht sehr einladend aussieht.“

Und dabei erkannte sie in den dunklen Augen wieder das lebensfrohe Leuchten wie auf der Photographie; sie erkannte es nun trotz des Stoppelbartes und trotz der Kleidung. Dann zeigte doch das schwarzweiße Band, daß er draußen schon ein Held gewesen war.

Da ergriff sie die Hand und schüttelte sie fest:

„Ich danke nun halt auch, daß Sie mich aufgefangen hatten.“

„Ich aber hoffe, dazu noch einige Male Gelegenheit zu bekommen, denn die Schwägerin Ilse hat mir schon auf dem Wilsbe gefallen, das mir Ihre Frau Schwester mitgegeben hatte.“

Und Sie mir auch —

Plötzlich schwieg sie und fühlte eine heiße Blutwelle in den Wangen aufsteigen, sie hatte damit doch zu viel gesagt.

„Um so besser! Dann werde ich mich beeilen, sehr bald bei den Eltern zu erscheinen, die den Schwager wohl nicht von der Türe weisen werden.“

„Gewiß nicht! Sie warten darauf! Aber —“

„Was für ein „Aber“?“

„Das dürfen Sie nicht erzählen, wie ich Sie gefunden habe.“

„Befehlen Sie mir; so einfaches Geheimnis trage ich gerne.“

Und er schwieg auch darüber, als er im Hause von Ilse Vornauers Eltern die herzlichste Aufnahme gefunden hatte, er schwieg noch, als ein weiteres Geheimnis dazu gekommen war, daß Ilse Vornauer wirklich Jägerle zu ihm sagte, denn rasiert, in Ausgehuniform mit Samaschen sah der Landsturmdoktor doch wieder anders aus, als damals, als sie einander in so drolliger Situation gefunden hatten. Und diese Geheimnisse brachten es noch so weit, daß im Hause Vornauer eine Verlobung gefeiert wurde, bei der Ilse Vornauer dem Landsturmdoktor wieder in die Arme flog, aber diesmal freiwilliger, als beim ersten Male.

Sprüche.

Je lebendiger die Gesamtheit eines Volkes ihre Mitverantwortung an den Handlungen des einzelnen fühlt, um so höher und gesicherter ist ihr sittliches Niveau.

Dem Tage gönnet heitern Blick!
 Das Beste schaffet unerbrossen;
 Wohlwollen unserer Zeitgenossen,
 Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Kurland und sein Deutschtum.

Von D. Wagner (zurzeit Lehrer an einer deutschen Schule in Kurland).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schwertorden ging später in den deutschen Ritterorden auf, und Kurland hat von ihm das Banner als Landesflagge übernommen: das große schwarze Kreuz auf weißem Felde. Mit ihm trat das Land auch zur lutherischen Reformation über. Der Orden wurde aufgehoben, seine Ordensmeister regierten weiter als kurländische Herzöge, damals die von Kettler aus westfälischem Adelsgeschlecht. Aber das Land mit seiner Selbstständigkeit erlag dem Druck der immer mächtiger werdenden Nachbarn. Zunächst schoben sich die Littauer, nach der Ostsee vordringend, als trennender Keil zwischen Deutschland und Baltenland. Die folgende Zeit brachte beständigen Kampf gegen Littauer, Polen, Russen, Dänen und Schweden. Das alte Deutsche Reich konnte keine Hilfe bringen, und 1621 unterwarf sich Kurland der Oberhoheit Polens, das ihm seine Herzöge ließ. 1795 aber wurde Kurland bei der dritten Teilung Polens russische Provinz.



Schwieriger Abtransport von Verwundeten im Schutzbereich des Feindes an der Isonzofront.

Als die Deutschen ins Land kamen, wohnten im westlichen Teile die Kuren, im Osten die Liven. Sie waren aber sehr feindlich und wurden vom Orden vertrieben, den Kuren blieb nur ein kleiner Rest an der Westküste. Die Deutschen riefen dann die mehr südlich nach Litaunen hinein wohnenden Letten ins Land. Diese, Verwandte der Germanen, waren ebenfalls wie jene noch ein ganz ungebildetes, unkultiviertes Volk, doch zur Arbeit gefügig, sowie friedlich, so daß sie gar bald auch dem Christentume gewonnen wurden. Aber zwischen der aus Deutschland gekommenen Herrenrasse der Pilger, Ritter, Kaufleute und Handwerker und diesem bauerlichen Naturvolk, das in der Folge in das Verhältnis einer Art Leibeigenschaft kam, war doch bezüglich der Kultur ein zu weiter Unterschied und keine Angleichung möglich, weshalb die Deutschen sich streng abgefordert hielten. Es fehlte ein Bindeglied, der deutsche Bauer, der aber den Seeweg scheute, dem aber über Land der Weg durch die Litauner gesperrt war. So bewahrten die Deutschen wohl ihre Eigenart, unternahmen aber auch nichts zu positiver Verdeutschung dieser unteren Volkschicht. So wurden die Letten, sich selbst überlassen, nur langsam dem Deutschtum gewonnen. Immerhin konnte ja auch wegen der Unbildung sowohl, als auch wegen der Rassenverwandtschaft dieser Volkschicht die deutsche Kultur nicht ohne Einwirkung bleiben, und so findet

man heute bei den Letten fast überall nicht russische, sondern deutsche Sitten und Gebräuche und, wie im ganzen Baltenlande, deutsches bürgerliches Recht. Sie bekennen sich mit den Deutschen zum Protektantismus, in ihrer Schreib- und Druckschrift bedienen sie sich der deutschen Zeichen (z. B. Wajzeete — die Deutschen, Leepaja — Liban), nur ihre Sprache ist nicht die deutsche. Das Los der Bauern aber suchte der Adel nach Kräften und Verdienst günstiger zu gestalten. Bereits 1817, vierzig Jahre früher als in Rußland, hob die deutsche Ritterschaft aus eigenem Antrieb die Leibeigenschaft auf. Ja, die Barone ließen Letten zu Pächtern und sogar durch Verkauf der Pachthöfe zu Grundeigentümern werden. So bestehen heute neben den 500 Großgrundbesitzern in Kurland noch 25 000 freie Bauernhöfe, von denen 20 000 lettischen Bauern gehören. Von diesen wurden neben denen, die auf den staatlichen Domänen entstanden, allein 12 000 durch Verkauf der ehemaligen Pachthöfe von den deutschen Großgrundbesitzern abgegeben. Dabei sind es nicht etwa kleine Bauernhöfe, sondern Mittelgrundbesitze von ungefähr 50 Hektar im Durchschnitt. Nochmals sei betont, daß diese Verbesserungen ohne Staatshilfe, aus eigenem Antrieb und eigener Leistung des Adels durchgeführt wurden. Gewiß hätte solche Kulturarbeit schon heute die Letten mit Sinn, Gemüt und Sprache dem Deutschtum

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts arbeitet Rußland daran, den Ostprovinzen die deutsche Eigenart zu nehmen und ihnen russisches Gepräge zu geben. Wohl mußte es einem alles knechtenden Geist des moskowitzischen Absolutismus ein Dorn im Auge zu sein, was die Balten mit eigener Kraft für ihr Deutschum und sein Erhalten Großes geleistet hatten. Befähigt sie doch ihren eignen Landtag zur selbstständigen Steuerhebung, zur Fürsorge der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande, zur Verwaltung von Kirche und Schule, zur Befestigung der Gerichte und Verwaltungsämter. Schon war der Regierung ein Plan zur Teilnahme auch des lettischen Mittel- und Kleinbesitzes zur Annahme unterbreitet worden.

Das Geistesleben fand sorgsamste Pflege. Bereits seit 1819 bestand der Schulzwang, und Kurland hat von allen russischen Gebieten die wenigsten Analphabeten. Man unterstützte die Universität Dorpat in Livland. Und Kurländer haben sich als Männer der Wissenschaft auch in Deutschland einen Ruf erworben. Dem russischen Reiche aber lieferte das Baltenland die tüchtigsten und treuesten Beamten, die keiner Bestechung zugänglich waren. Doch die Regierung dankte schlecht.

Nach dem Erstehen des neuen Deutschen Reiches setzte aus Angst, Deutschland könne an eine Angliederung der baltischen Lande denken, eine noch lebhaftere Russifizierung ein. Alle Rechte der Selbstverwaltung wurden dem Landtag genommen. In alle Staatsämter traten russische Beamte, des Deutschen nicht mächtig. Die amtliche Sprache war fortan die russische. Die Letten versuchte man zur russischen orthodoxen Kirche zu bekehren. Die deutschen Schulen wurden verboten, und dann schickte man Lehrer ins Land von zweifelhaftem Charakter, für die Russifizierung aber besonders geeignet. Da ging es mit der Schule rasch bergab, und in einem Erlass von 1905 suchte die Regierung der Verwilderung der Jugend Einhalt zu tun und schrieb: „Die Schule soll nicht zu einem Mittel russifizatorischer Maßnahmen werden. ... Die Folgen eines solchen Verfalles des Schulwesens sind Verhältnisse, die die Entwicklung des Unglaubens, eine Verstärkung der Sittenlosigkeit und eine Vergrößerung der minderjährigen Verbrecher begünstigen.“ — eine vernichtende Selbstkritik der russischen Regierung.

Doch das Schlimmste war die Aufhebung der eigenen Unteranen gegeneinander. Denn die von der Regierung ins Land gebrachten Lehrer hatten durch Aufreizung der Letten gegen die Deutschen Unfrieden gesät. So litt das Deutschum sehr, in den Städten verarmte sein Handwerk- und Kaufmannsstand. Die Deutschen wurden aus den einflussreichen Stellungen und Ämtern verdrängt. Durch Schriften in lettischer Sprache lehrte man nämlich die Letten von den Deutschen als von Fremden, von Eindringlingen und Unterdrückten sprechen, die ausgerottet werden müßten. So kam das Volk, das während der vielen Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft wohl Zeit gehabt hatte, sich auf seine Volksart zu besinnen, zu dem Bewußtsein seiner Nationalität, allerdings bei seiner Verheerung und Unbildung auch zur verderblichsten Betätigung derselben. Als dann im Jahre 1905 sich in Rußland Unruhen zeigten, sah man, daß auch die unter den Letten ausgestreute giftige Saat auf baltischen Boden gefallen. Da sie aber politisch noch ganz unfähig waren, richtete sich ihre Erhebung praktisch fast ausschließlich gegen ihre nächsten Obern, die baltischen Barone, sodann gegen die Deutschen überhaupt, die sie gemäß ihrer Aufklärung für alles ihnen Unangenehme verantwortlich machten. In Haufen zogen sie raubend, mordend und abbrennend umher, wütend gegen alles, was deutsch hieß. Die russische Regierung sah zunächst gelassen zu, war ihr solches Treiben doch Mittel zum Zweck, da ein Großfürst verriet: „Die Balten und Letten sollen sich nur erst gegenseitig vernichten; mit dem, was übrig bleibt, werden wir dann um so leichter fertig werden.“ Erst als die Hälfte aller baltischen Rittergüter niedergebrannt war, als die Letten auch Hand an Staatseigentum gelegt und russische Soldaten überfallen und ermordet hatten, schritt die Regierung mit Ernst ein. Da sie sich nunmehr überzeugt hatte, daß die russischen Untertanen teuflicher Nationalität sich wiederum als die treuesten bewiesen, machte ihnen die Regierung Zugeständnisse, gestattete ihnen sogar, sich 1906 in dem sogenannten „Deutschen Verein“ zusammenzuschließen, der nur der Einigung, Stärkung und Erhaltung des Deutschums dienen sollte. Und die Leistungen dieses Vereins in den acht Jahren bis zum Kriege sind wiederum ein Grund der Bewunderung und Anerkennung für das baltische Deutschum. Man war zu jedem Geldopfer bereit, und wenn einige zögerten, steuerten die andern um so mehr bei. Deutsche Schulen wurden wieder eröffnet, dazu ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar, eine Mädchengewerbeschule, eine landwirtschaftliche Schule und zur materiellen Stärkung der deutschen Bevölkerung eine Organisation der Stellenvermittlung, ein Kaufmannslehrlingsheim und ein Handwerkerlehrlingsheim gegründet.

Zwischen Deutschen und Letten aber blieb eine gewaltige Spannung und Abneigung, währte auch heute noch, und manchmal suchen dies die gebildeten Letten offen selbst gegen uns Militärpersonen zu zeigen, wie ich selbst kürzlich von einem jungen lettischen Fräulein die eigensinnigste Antwort hörte, von einem

Letten sollte sie sich nicht photographieren. Die junge Dame gebiete zu dem lettischen Mittelstande über der russischen Intelligenz, die an den Bildungsschritten russischen Weibes gefalle.

Da von den Letten nur Nachteiliges zu erhoffen war, so suchten weitsichtige baltische Gutbesitzer eine deutsch-bäuerliche Unterschicht zur Stärkung des Deutschums zu schaffen. Man gedachte nämlich der in andern Gebieten Rußlands lebenden Stammesgenossen, wohl an zwei Millionen, die auch von der Regierung nicht geliebt wurden, weil sie ihre deutsche Eigenart bewahrten; sie waren einst aus deutschen Landen nach Polen, Wolhynien, Bekarabien, an den Kaukasus und an die Wolga gewandert und wohnen dort in Kolonien zusammen. Deutsche Barone, sowie ihre Beauftragten reisten selbst zunächst nach Wolhynien und an die Wolga, um die dortigen Deutschen, denen die Regierung bei ihrem Kinderreichtum kein Land mehr geben wollte, für eine Umsiedlung zu gewinnen. Die Umzugskosten trug der jeweilige Gutsherr. Nun kamen ins Baltenland Käufer, Pächter, zumeist aber Knechte, davon manche so arm, daß ihr ganzes Hab und Gut aus einer großen Kinderschar nicht mehr als ein Bündel ausmacht. Die Gutsherren sorgten in der besten Weise, ließen Käufern und Pächtern Teile ihres eigenen Grund und Bodens billig und stundeten ihnen die Zahlungen auf Jahre. Manche Großgrundbesitzer, deren Gutshaus in der Revolutionszeit niedergebrannt worden war, wurden gleich, ehe man an einen Wiederaufbau des Schlosses dachte, parzelliert und an Käufer und Pächter abgegeben. Den Knechtsfamilien aber verhalfen die Barone zu dem Hausstand, gaben ihnen eine Kuh auf Anzahlung und halfen selbst Knechten Gutbeamte und Pächter zu werden. Diese Schaffung von deutschem Bauerstand mit Klein- und Mittelgrundbesitz, der fehlenden deutsch-bäuerlichen Mittelschicht muß als eine weise Unterstützung des Deutschums gelobt werden. Fast alle Kolonisten, so nannte man die Umsiedelten, kamen gut voran und ermunterten ihre in den früheren Wohnstätten noch verbliebenen Freunde, nunmehr auch zu ihnen nach Kurland zu kommen, da es „ein wunderschönes Land sei mit viel freiem, gutem Boden, daß der Deutsche der Herr wäre und daß jeder deutsche Bauer mit Freuden begrüßt würde und dort rasch zu Wohlstand kommen könne.“ Es blühte in den acht Jahren vor dem Kriege ein deutsches Bauerntum von solcher Entwicklung auf, daß es ihm möglich wurde, auch lettischen Besitz aufzukaufen und immer mehr Volksgenossen nach Kurland, selbst früher nach Amerika Ausgewanderte zu ziehen. So waren vor dem Kriege ungefähr 20 000 Kolonistenbauern angesiedelt worden. Die Gutsherren richteten ihnen Schulen ein — Lehrer bekamen sie auf Wunsch aus Wolhynien — sorgten für den Gottesdienst, gaben ihnen Arzt, Apotheke und Hebamme frei. (Fortf. folgt.)

Vollslid vom jungen Jäger.

Er war ein junger Jägersmann,
 Sein Jagdhorn klang im dunklen Tann.
 Halli! Halli! Halli!

Und abends still im grünen Grund,
 Wie küßte heiß sein süßer Mund.
 Grüß Gott, mein feines Lieb.

Der König rief. Die Stunde kam,
 Wo er vom Liebsten Abschied nahm.
 Leb wohl, mein kleines Lieb.

Ich schaut ihm nach, als weh er schied,
 Und durch den Wald kam noch sein Lied:
 Fahr' wohl, mein blondes Lieb!

„Ihr lieben Waldbesüßgelein,
 Nun hört mir mal mit Singen ein,
 Was macht mein wilder Falk?“

„Die Feder weht am grünen Gut,
 Die siebten Jäger schießen gut.
 Gnad' Gott, du junges Blut.“

Sie streifen kühn durch Busch und Holz.
 Ein Reiter führt sie hoch und stolz,
 Ein Reiter hoch und stolz.

Wir sollen schön dich grünen sein,
 Bald kommt der Vielgeliebte dein,
 Grüß Gott! nun kommt er bald.“

Und täglich hat die junge Braut
 Nach ihrem Liebsten ausgeschaut.
 Wann kommt mein Herzenstraut?

Der Sommer schwand. Blümlein verdorrt.
 Die Vöglein zogen alle fort.
 O weh' mir armen Braut.

Er kam nicht heim. Kein Horn mehr hallt.
 Er fiel in dem Argonner Wald.
 O weh' mir armen Maid.

Josef Wbe'

Sprüche.

Das schlimmste Uebel ist der Ungehorsam. Er stürzt die Staaten, er verheert die Städte, er bricht des Kriegers Reihen in der Schlacht. Gehorsam ist des Lebens bester Schutz, ihn muß man hüten wie der Festung Mauern.

O Wahrheit, beinen edlen Wein
Mußt du mit Wasser mischen;
Denn willst du ihn rein austischen
So nimmst er den Kopf den Gästen ein.

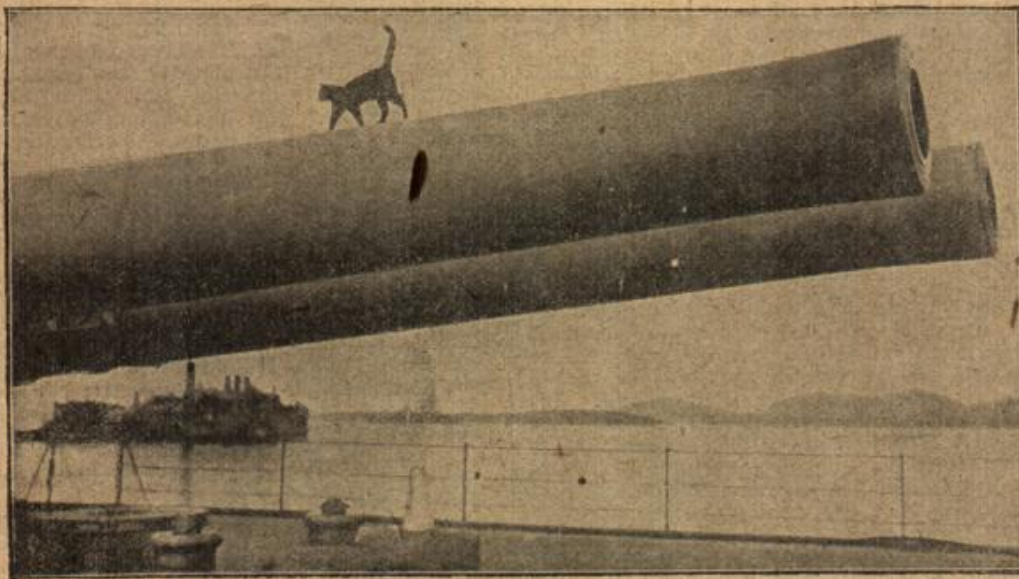
Friedrichs des Großen Kriegskosten.
Friedrich der Große hat gesagt, daß es im Kriege vor allem darauf ankomme, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten,“ und in einer Zeit, wo Deutschland in viel gewaltigerem Umfang seine finanzielle Kriegsrüstung nach dem gleichen Grundsatz durchführt, ist es von erhöhtem Interesse, zu erfahren, in welcher Weise der große König, dessen Kampf gegen eine Welt von Feinden dem unseren so ähnlich ist, die Geldkräfte seines Landes mobil machte. Auf Grund eingehender Forschungen unterrichtet darüber Prof. Gustav Berthold

Wolz in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau“.

Friedrichs Vater hatte mit dem Staatsschatz von 10 Millionen Taler, den er gesammelt, einen Schimmer des Reichthums um Preußen gebreitet, so daß Karl Kaiser VI. sich noch kurz vor seinem Ableben um eine Anleihe bei König Friedrich bemühte. Dieser gefüllte Staatsschatz gab dem jungen König die Möglichkeit, für die Erwerbung Schlesiens das Schwert zu ziehen. Nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges war der Staatsschatz auf 3 Millionen Taler zusammengeschmolzen; als Friedrich 1744 zum zweitenmal zum Kampf gegen Oesterreich auszog, hatte er bereits wieder fast 6 Millionen zusammen; aber im Herbst des Jahres 1745 war der Staatsschatz fast völlig aufgezehrt, obwohl Friedrich schon lange vorher das sämtliche Silbergerät im Weißen Saal des Berliner Königsschlusses bei Nacht hatte in die Münze schaffen lassen. Sofort nach Friedensschluß ging er daran, den Staatsschatz aufzufüllen, und zwar wollte er 20 Millionen Taler ankaufen, weil ihm eine Rüstung auf einen Krieg von vierjähriger Dauer mit 5 Millionen Kosten pro Jahr notwendig erschien. Als im Sommer 1756 aber der neue Krieg vor der Tür stand, hatte er im Staatsschatz erst etwas über 13 Millionen Taler; dazu kamen noch die Summen aus mehreren kleineren Kassen, die den dem König für den Krieg zur Verfügung stehenden Betrag auf 15 1/2 Millionen Taler erhöhten. Auch die Getreidemazazine waren für den

Kriegsfall gefüllt; es lagerte in ihnen ein Vorrat von 5300 Wispeln, die nach Friedrichs Berechnung eine Armee von 100 000 Mann fast zwei Jahre ernähren sollten.

Aber der große König hatte, ein so guter Rechner er war, die Kosten dieses gewaltigen Krieges unterschätzt. Sie stellten sich um mehr als das Doppelte höher, als er angenommen hatte. Seine Annahme, daß die außerordentlichen Ausgaben für den Feldzug jährlich nicht mehr als 5 Millionen Taler betragen würden, erwies sich als falsch; allein für das Jahr 1757 brauchte er 11 bis 12 Millionen. Bereits Mitte April 1758 war der Staatsschatz völlig erschöpft. Das Hauptmittel, das heute dem Staat das Geld zur Fortführung des Krieges liefert, die innere Anleihe, kam bei der Armut des damaligen preussischen Staates nur in sehr begrenzten Umfang in Betracht.



Die Riesengeschütze aus dem englischen Kriegsschiff „King Elizabeth“.

Das englische Kriegsschiff „King Elizabeth“ ist bereits bei den Kämpfen an den Dardanellen mehrfach hervorgetreten und von den türkischen Strandbatterien schwer beschädigt worden. Die der gleichen Klasse angehörigen englischen Kriegsschiffe waren bei der letzten Nordsee-Schlacht betätigt und es wurden davon mehrere von deutschen Kriegsschiffen zum Sinken gebracht. Unser Bild zeigt zwei Rohre der 38 cm Riesengeschütze und die auf englischen Kriegsschiffen unvermeidliche Schiffslage, die auf den Geschützrohren herumspaziert.

Die Not zwang Friedrich zu einem Versuch, und wirklich brachten die Märkische Ritterschaft fast 3 Millionen, Schlesien und Ostpreußen je 1/2 Million im Jahre 1757 auf, aber diese Summen waren im Frühjahr 1758 schon wieder ausgegeben. Dazu kam, daß die Staatseinnahmen mehr und mehr versiegten; der Ausfall an Einnahmen während des Krieges betrug bei der Generaldomänenkasse 11 Millionen Taler, bei der Generalkriegskasse 15 Millionen, und schließlich lieferten beide Kassen überhaupt nichts mehr an die Staatskasse ab. Es bedurfte der ganzen Finanzkunst Friedrichs, um trotzdem den Krieg bis zum siegreichen Ende „durchzuhalten“. Große Einnahmen sicherte er sich zunächst einmal durch die Kontributionen, die er in Feindesland, besonders in Sachsen, erheben ließ. Sachsen lieferte ihm zunächst jährlich 5 Millionen Taler, 1/2 Million weniger, als das Land in Friedenszeiten dem Kurfürsten hatte zahlen müssen. Seit 1760 mußte Sachsen aber mehr zahlen, und im ganzen lieferte es 48 Millionen Taler. Mecklenburg und Schwedisch-Pommern brachten noch weitere 6 Millionen. Nach dem englischen

Subsidienvertrag erhielt Friedrich von den Briten jährlich 6 1/2 Millionen Taler, aber nur 4 Jahre, von 1758 bis 1761. Da er aber die Silberbarren der englischen Subsidien seit 1760 zu geringerem Münzfuß ausprägen ließ, so erhöhte er die Gesamtsumme, die die Engländer zahlten, auf 27 1/4 Millionen Taler.

Ueberhaupt mußte der König zu dem bedenklichen Mittel der Münzverfälschung seine Zuflucht nehmen und aus der feinen Mark Silber, die nach dem richtigen Münzfuß 14 Taler lieferte, 18, dann 30, zuletzt sogar 40 Taler prägen. So entstanden jene minderwertigen Münzen, wie sie private Unternehmer, besonders der Münzjude Ephraim, unter Vorkommen von denen es hieß: „Von außen schön, von innen schlimm, — Von außen Friedrich, von innen Ephraim“. Auf diese Weise strömten in den Kassen Friedrichs während

des Siebenjährigen Krieges 170 Millionen Taler zusammen, und da er beim Friedensschluß noch 30 Millionen bar hatte, so hatte ihn der Krieg 140 Millionen Taler gekostet. Glücklich hatte er es durchgesetzt, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten“.

Im Eifer. Fräulein: „Es gibt also wirklich noch Menschenfresser?“

Kapitän: „Ich war selbst schon zugegen, als sie gerade Menschenfleisch verzehrten!“ — Fräulein (die eben aus der Stochstunde kommt): „Ach, und wie war es denn zubereitet?“

Ach so! Feldwebel zur Kompanie: „Ist ein Kraftfahrer unter euch, Leute?“ — Rie-
mand meldet sich. — „Na, dann muß ich mich deutlich ausdrücken: „Ist jemand von euch Chauffeur?“

Schlechtes Beispiel. „Sie wollen gehen, Anna?“ — „Ja . . . Sie und Ihr Mann haben fast immer Streit, wenn mein Bräutigam da ist . . . und jedesmal schiebt er die Hochzeit um ein Vierteljahr auf!“

Zeitgemäß. Besucherin: „Ihre alte Köchin erzählte mir soeben, daß sie auch den Bräutigam im Felde habe.“ — Hausfrau: „Ach, Bräutigam . . . den kennt sie ja persönlich gar nicht . . . das ist nur ein Liebesgabenverhältnis.“

Rätsel.

Es kommen zwei gegangen,
Die bringen einen gefangen,
Sie bringen ihn nach Würgelstatt,
Von Würgelstatt nach Nagelstatt,
Von Nagelstatt auf Totschlag.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zollfrei.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Werk vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Breiten (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Roenen, Essen (Ruhr).